

Wandlungen des volkstümlichen Lebens

Der Einfluß der Umsiedler auf Sitte und Brauch

Von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen

Innerhalb Jahresfrist ist auf den Rinnenäckern der Gemarkung Waiblingen ein neuer, in sich abgeschlossener Ortsteil entstanden, in dem rund 1000 Menschen ein geräumiges und sauberes Heim gefunden haben. Etwa 70 vom Hundert der Einwohner dieser mit Recht als „Schmuckkästchen der Stadt Waiblingen“ bezeichneten stattlichen Siedlung sind Donauschwaben. Über die wegen ihrer besonderen Entstehungsgeschichte und Eigenart bemerkenswerte Siedlung Eichenau bei Riedlingen, in der Deutsche aus der Schwäbischen Türkei eine neue Heimat fanden, konnte in diesen Blättern bereits ausführlich berichtet werden (vgl. Schwäbische Heimat, 4. Jahrgang, 5. Heft, S. 212 ff.). In Flein bei Heilbronn haben sich Deutsche aus Etyek im Ofner Bergland bei Budapest in gemeinschaftlicher Zusammenarbeit eine Häusergruppe erbaut, von der man heute als von der „Etyeker Gasse“ spricht. Das sind nur drei willkürlich herausgegriffene Beispiele für die seit Jahren in unserem Land entstandenen und immer noch entstehenden Wohnsiedlungen, Teilgemeinden und selbständigen Orte, in denen Umsiedler und Neubürger mitten unter den Einheimischen und Alteingesessenen und in Gemeinschaft mit ihnen Heimatboden und Heimatrecht gewannen.

So vollzieht sich im altgewohnten Siedlungsbild unserer Heimatlandschaften manche Wandlung, die aber, wie man sich allerorten überzeugen kann, das alte Bild nicht zerstört, sondern es vielfach mit neuem Leben erfüllt. Es ist kein gewaltsamer Eingriff, der das historische Siedlungsgefüge wandelt, ausweitet und teilweise neu prägt. Es ist vielmehr ein organischer Vorgang, wie er auch unter normalen Verhältnissen eintreten muß, nur wickelt sich dieser Vorgang unter dem plötzlichen Hinaufschnellen der Bevölkerungszahl, unter den zwingenden Notwendigkeiten der Zeit im Augenblick schneller, intensiver und darum nach außen hin auffälliger ab.

Aber die in einem so kurzen Zeitabschnitt, gemessen am normalen Verlauf der Bevölkerungsentwicklung, und in einer so beispiellos großen Zahl in eine im Laufe eines langen geschichtlichen Ablaufs in sich festgefügte Landschaft und in einen ebenso festgeprägten Volksschlag hereingetrönten Umsiedler beeinflussen sicher nicht nur das äußere Bild der Siedlungslandschaft. Sie, die Umsiedler, kamen ja nicht nur, um wieder Boden unter die Füße zu bekommen, Arbeits- und damit Lebensmöglichkeit zu gewinnen. Wenn sie auch an materiellen Gütern nichts oder kaum etwas mitbrachten als ihren wahrlich nicht zu unterschätzenden Willen zum Neuaufbau einer Existenz, so trugen sie doch, unsichtbar und mit materiellen Wertmaßstäben nicht zu erfassen, das geistige Erbe ihrer volkstümlichen Überlieferungen mit sich. Dies blieb zwar unter den Nöten des anfänglichen harten Ringens

um die nackte Existenz vorerst noch verborgen und unerkannt. Es wurde aber mit dem Schritt um Schritt vor sich gehenden Siedlungsmachung mehr und mehr sichtbar. Wie die Siedlungslandschaft unserer Heimat durch die Umsiedler deutliche neue Akzente erhält, so setzen diese aus ihrem mitgebrachten geistigen Erbe auch der heimatlichen überlieferten Brauchlandschaft in mancher Hinsicht neue Lichter auf, die aus sich heraus ausstrahlen auf die altgewohnte und liebgewordene Überlieferung volkstümlichen Lebens, diesem vielfach neue Impulse gebend. So zeigt sich in zunehmendem Maße ein gegenseitiges Durchdringen, ein Nehmen und Geben zwischen Einheimischen und Neubürgern.

Seit landesherrliche Fürsorglichkeit die örtlich zu den verschiedensten Terminen vom Frühjahr bis in den Spätherbst fallenden Dorfkirchweihen auf einen für das ganze Land geltenden Tag zusammenlegte, feiert man in Württemberg am dritten Oktobersonntag die „Allerweltskirchweih“, die „Saukirbe“ als durchaus weltlichen Herbstfesttag mit gelegentlichem Kirbetanz, aber allgemeiner herkömmlicher Kuchenbackerei und Verwandten- und Freundschaftsbesuchen in lebhaftem Austausch zwischen Stadt und Land. In diese starr gewordene Überlieferung brachten die Neubürger eine belebende Note, indem sie in der neuen Heimat auch wieder ihre eigenen Kirchweihen zu feiern begannen. In vielen Orten ist die „Kirwa“ der „Eghalanda Gmoi“ zu einem bereits traditionellen Fest geworden, die Böhmerwälder erinnern sich ihrer der württembergischen Allerweltskirchweih ähnlichen, durch Kaiser Josef II. eingesetzten Landeskirchweih. Die Schlesier feiern ihre „Kirmes“ mit Bretterkuchen mit Mohn, Powidl und Quark wie die Schwaben die Kirbe mit Apfel-, Zwetschgen- und Zwiebelstedeckling. Und auch die Donauschwaben und Ungarndeutschen stehen nicht zurück. Kirchweihbaum, Rosmarinstrauß, Kirchweihkranz, Spiele und Volkstänze in heimatlicher Tracht zeugen von der Lebendigkeit der Überlieferung. Daß die Einheimischen an diesen Festen regen Anteil nehmen und daß sie willkommene Gäste sind, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Die bislang den katholischen Landesteilen vorbehaltene Feier des Fronleichnamstages mit der feierlichen Prozession hat sich in den letzten Jahren erheblich ausgebreitet. Für viele altwürttembergische, protestantische Orte ist damit ein gänzlich neues Bild in den Kreis der Jahreslauffeiern gekommen. Vor allem ist es der besonders von den Ungarndeutschen gepflegte Brauch des Blumentepichs, der an diesem Tage den Straßen, durch die die Prozession zieht, einen bisher völlig ungewohnten, neuen und prächtigen Schmuck gibt. Wie sehr die einheimische, evangelische Bevölkerung an diesem Neuen teilnimmt, zeigen zwei Berichte von Neubürgern: „Die einheimische Bevölkerung benimmt sich dabei sehr loyal und fördert unser Brauchtum, wo sie kann. Die Schulen tun mit, die Stadtverwaltung ist vertreten. Vor den vier Altären sind Blumentepiche gelegt. Die werden von unseren Lehrerinnen und Schülerinnen hergerichtet, auch die Einheimischen

tragen dazu durch zahlreiche Blumenspenden bei. Diese Stellungnahme der Evangelischen wird allgemein anerkannt. Um diese vier Blumenteppeiche ist seit den letzten Jahren eine Art Wettstreit entbrannt. Jede Gruppe von Lehrerinnen und Kindern möchte, daß ihr Teppich der schönste wird.“ Und aus einem anderen Ort: „Die Fronleichnamsprozession haben wir in enger Verbindung mit den Einheimischen, die Evangelische sind, durchgeführt. Die haben uns dabei in einer Weise geholfen, wie wir es nicht erwartet hätten. Die Evangelischen waren es, die uns die vier Altäre für die Fronleichnamsprozession aufstellen halfen, ja zum Teil selbst aufgestellt haben. Sie haben bei allen Vorbereitungen eifrig mitgeholfen, haben uns aus ihren Gärten alles an Blumen zur Verfügung gestellt, was wir brauchten, und waren uns auch sonst in jeder Weise behilflich. Wie wir die Fronleichnamsprozession abhielten, ist ein großer Teil der einheimischen Evangelischen anwesend gewesen und hat andächtig zugehört, so daß wir das Gefühl hatten, sie feiern mit uns das Fest mit. So ist dieser Tag nicht bloß ein Festtag für uns, sondern eigentlich für den ganzen Ort geworden.“ Auch die immer zahlreicher werdenden Wallfahrten, wie etwa die der Böhmerwälder und anderer auf den Schönenberg bei Ellwangen, solche der Schlesier, der Sudetendeutschen, der Donauschwaben nach alten und auch neuen Gnadenstätten an in der alten Heimat überlieferten Terminen (z.B. das schlesische Anna- und Hedwigsfest) geben unserer alten Brauchlandschaft neues, ausdrucksvolles Leben.

Von den vielerlei Bräuchen des Jahreslaufs, die Eingang bei uns gefunden haben und die auf die heimische, oft verschüttete Überlieferung belebend auszustrahlen beginnen, seien ebenfalls einige beispielhaft genannt. Das auch bei uns bekannte Aufrichten eines Maibaums auf dem Dorfplatz wird nun ergänzt durch das volksfestartige, von Volkslied und Volkstanz begleitete Maibaumfällen und -aufstellen der Sudetendeutschen. Die einfach nach heimatlicher Weise gefärbten Ostereier bekommen in den buntgemusterten, den „gescheckelten“ Eiern der Böhmerwälder, Egerländer, Schönowälder frohe Gesellschaft. Dabei werden die alten, bei uns kaum noch bekannten Verfahren des Anbringens von allerlei Schmuckmustern und von Sprüchen auf den Ostereiern angewandt; „so gibt es“, berichtet ein Umsiedler aus dem Kuhländchen, „bei uns oft viel schönere Ostereier als bei den einheimischen Schwaben.“ Doch hindert das nicht den gegenseitigen Austausch, wie weiter recht anschaulich erzählt wird: „Im Osterbrauch gibt es einige Unterschiede zwischen den Einheimischen und uns. Noch bis jetzt, das wird sich erst mit der Zeit geben. Bei uns gehen am Ostersonntag, Ostermontag die Kinder zu den Verwandten und näheren Bekannten, und die beschenken sie mit Eiern. Das ist so von Schmackostern her, auch wenn heute zum Großteil nicht mehr schmackostert wird. Bei den Einheimischen bekommen die Kinder schon früher die Ostereier. Sie bekommen sie nicht beim Verwandtenbesuch, sondern von den Eltern und dann auch im Osterneschtle,

Osterkörbchen. Die Kinder gehen es im Garten suchen. Die einheimischen Kinder haben so ihre Ostereier schon etwas früher als unsere. Die drängen, sie wollen auch Eier haben, für die Osterwiese. Den Brauch der Osterwiese nehmen unsere Kinder nun langsam schon an von den Einheimischen. Die werfen die Eier in die Luft, und wenn sie kaputt sind, so werden sie gegessen. Das nennen sie Osterwiese oder Eierwies'. Mit dem Werfen der Ostereier gibt es auch so Wettspiele, wer gewinnt. Das lernen so langsam unsere Kinder.“

Es läßt sich bereits heute in einem Zeitpunkt, wo die Dinge durchaus noch im Fluß sind, an diesen Beispielen ablesen, wie lebhaft der Anteil der Neubürger an der künftigen Gestaltung des volkstümlichen Lebens unserer Heimat ist. In einem Augenblick, wo mancher schon glaubte, mit schmerzlichem Bedauern das Hinschwinden alter Volksüberlieferung unter dem Druck eines materiell gerichteten Zeitgeistes feststellen zu müssen, erfährt diese Überlieferung eine neue Bereicherung. Das volkstümliche Erbe, das die Umsiedler mitbrachten und das sie im Laufe der Verwurzelung in der neuen Heimat zunächst für sich, oft schamhaft verborgen (weil sie anfangs fürchteten, verspottet zu werden), dann aber immer offener und mit berechtigtem Stolz zeigten, forderte schließlich die Einheimischen geradezu heraus, nun zu beweisen, daß auch sie ein Erbe zu verwalten und zu pflegen haben. Zumal ein Erbe, das wesensverwandt ist, denn ein großer Teil der Umsiedler, besonders die Ungarndeutschen, nahm es ja aus der einstigen süd- und südwestdeutschen Urheimat mit und erhielt es in den Siedlungsgebieten Südosteuropas meist reiner als das bei uns der Fall war. So setzte mit der Niederlassung der Umsiedler ein das volkstümliche Leben und Denken beeinflussender und gestaltender Austausch hinüber und herüber ein, der zweifellos noch lange keinen Abschluß findet, sondern in vollem Gange ist. Er vollzieht sich auf dem Grunde der gegenseitigen Achtung der Stammes- und Herkunftseigenarten als ein wechselweises Geben und Nehmen, das im Laufe einer lebens- und wirklichkeitsnahen Entwicklung das volkstümliche Leben in unserem Raum gestalten hilft.

Daß die angeführten Beispiele nicht zufällige Einzelerscheinungen sind, möge durch einige statistische Angaben erhärtet werden. Die genannten Beispiele sind wissenschaftlichen Erhebungen entnommen, die seit Jahren Alfred Karasek in Berchtesgaden durchführt. Er stellte der Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart sein Material zur Verfügung, soweit es das ehemalige Land Württemberg (einschließlich Hohenzollern) betrifft. Die rund 340 Aufzeichnungen beziehen sich auf 145 Orte. Nach den Herkunftsgebieten verteilen sich die Einzelbelege auf die Schlesier zu 20 %, die Sudetendeutschen zu rund 40 % und die Ungarndeutschen zu 30 %, der Rest umfaßt andere Herkunftsgebiete. Nach volkskundlichen Sachgebieten aufgeschlüsselt finden sich rund 10 % Belege über Ostereierfärben und Eierspiele, 7 % Maibaumbräuche, 4 % Fronleichnamsprozession, 4 % Sommersonnwendbräuche, 17 % Kirchweihfeiern, 10 % Weihnachts-

bräuche und 15 % Wallfahrten und kirchliche Feste. Die übrigen 33 % verteilen sich auf weitere volkskundliche Sachgebiete, die zu behandeln den Umfang dieses Berichtes überschreiten würde. Es ist auch zu berücksichtigen, daß das vorliegende Material nicht das Ergebnis einer umfassenden und systematischen Erhebung in einem möglichst dichten Netz über das ganze Land hin ist. Eine solche Erhebung verheißt auf Grund des schon vorhandenen Materials eine nachdrückliche Bekräftigung dieser Darlegungen.

Das Schädeldepot in der Ofnet

Von Wilfried Nölle

R. R. Schmidt entdeckte im Jahre 1908 in der Ofnet bei Nördlingen zwei Gruben, deren eine 27, die andere 6 Schädel von Männern, Frauen und Kindern enthielt. Die mit den ersten Wirbelknochen abgeschnittenen, schwere Hiebverletzungen aufweisenden Schädel – darunter vier langköpfige, acht mittelköpfige und fünf hier zum erstenmal in Mitteleuropa auftretende kurzköpfige – lagen nach Westen orientiert in Röteln eingebettet und waren geschmückt mit Eckzähnen vom Hirsch und durchbohrten Schneckenhäuschen, die ursprünglich vielleicht Ketten gebildet haben mögen.

Die bisherige Deutung dieses mittelsteinzeitlichen Fundes erscheint ungenügend. Schmidt (Die diluviale Vorzeit Deutschlands, 1912, p. 33 ff.) gibt im wesentlichen eine Beschreibung, Pfister (Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben, 1936, p. 115) sieht in den Schädel-einlagerungen eine Kollektion von „Reliquien“ und eine „Kraftzentrale, die den Hinterbliebenen nützlich sein könnte“, Rieth (Vorgeschichte der Schwäbischen Alb, 1938, p. 36) spricht ganz allgemein zwar von dem hohen religionsgeschichtlichen Interesse, das der Fund erheischt, führt jedoch nichts Näheres dazu an, Behn (Vorgeschichte Europas, 1949, p. 29) deutet die Gruben als Zeugnis für die komplizierten Formen des Totenkultus des diluvialen Menschen und Grahmann (Urgeschichte der Menschheit, 1952, p. 130) beschränkt sich auf den Hinweis, daß es sich zweifellos um Erschlagene handelt.

Man sieht, das Depot wurde wohl von der sinnsuchenden, nicht aber in gleicher Weise auch von der kulturhistorischen und kulturgenetischen Betrachtungsweise beachtet. Entscheidende Punkte mußten so unerörtert bleiben.

Für eine rituelle Bestattung spricht auf den ersten Blick die Ost-West-Orientierung (Gang ins Totenreich?), die Einlagerung in Röteln, der Schmuck und vor allem die mesolithische Sitte der Zweitbestattung von Schädeln und Langknochen, die eine eingehende (animistische) Beschäftigung mit dem Los der Verstorbenen einschließt. Ferner könnte auf die Sepulkralbräuche der Paläoasiaten Sibiriens und anderer sogenannter Primitiver, auf die gesteigerte Bewertung des Kopfes im Ägypten der I.–III. Dynastie (Klingbeil, Kopf und Maske bei den Primitiven, 1933, und Kopf-, Masken- und Maskierungszauber in

den antiken Hochreligionen, insbesondere denen des Alten Orients, 1935) und auf die Teilbestattungen im vorgeschichtlichen Vorderasien und nordwestlichen Indien (Piggott, Prehistoric India, 1952, deutsche Bearbeitung demnächst bei Kohlhammer) verwiesen werden. Aber Schädel und Langknochen sind fast immer zusammen beigesetzt worden und die Träger der Kulturen Ägyptens, Vorderasiens und Indiens waren Ackerbauern, die Menschen der Mittelsteinzeit jedoch Jäger und Wildbeuter. Darüber hinaus findet sich zumindest in Ägypten, in der religiös-mythischen Vorstellungswelt der Babylonier und Assyrer und bei den Naturvölkern mit einer ackerbäuerlichen Lebensweise die Idee des erhöhten Kopfes neben der Teilbestattung, die sich auch, wenn auch in geringerem Umfange, bei den Altvölkern Zentral- und Nordasiens nachweisen läßt.

Erst im Moustérien kam der Brauch auf, die Toten zu bestatten, im Aurignacien wurden dann regelmäßige Begräbnisse üblich (Albright, Von der Steinzeit zum Christentum, 1949, p. 127). So haben sich aus dem Anfang des Mesolithikums in Mugharet et-Tabun beim Karmel – um nur ein Beispiel hier anzuführen – die Leichen von zwölf Menschen erhalten, die unverseht beigesetzt worden sind (Keith-McCown, The Stone Age of Mt. Carmel, Bd. 2, 1939). Die Bewohner der einstigen Karmelhöhle wie die, welche die Gruben in der Ofnet aushoben und jene, welche die ebenfalls mesolithische Schädelsetzung im Hohlestein (Lonetal) – Völtzing und Wetzell entdeckten im Jahre 1937 drei Schädel von einem Manne, einer Frau und einem Kinde, die auch mit den ersten Halswirbeln vom Rumpf abgetrennt worden waren¹ – tätigten, waren Jäger, die in geringerem Maße unter dem Einfluß chthonischer Elemente gestanden haben als die kulturhistorisch auch jüngeren Hirten- und Ackerbaukulturen. Auch die Beschädigungen der Schädel und das Fehlen der Langknochen sprechen gegen die Annahme, daß es sich bei den Gruben in der Ofnet um eine besondere Bestattungsart handelt.

Lassen sich nun Gründe dafür namhaft machen, daß hier, wenn auch nicht sicher, so aber doch wahrscheinlich eine besondere Opfergesinnung sich angedeutet findet?

Handelt es sich bei den Schädeleinlagerungen in der Ofnet um ein mittelsteinzeitliches Depotopfer? Eine erste Hilfe bietet A. Gahs (Kopf-, Schädel- und Langknochenopfer bei Rentiervölkern, 1928, Festschrift für W. Schmidt, p. 231–268), der nachweist, daß das sogenannte Primitiaalopfer an die Hochgottheit oder auch an den Wild- und Jagdgott bei den Angehörigen ethnologischer Altvölker eine verhältnismäßig weite Verbreitung gefunden hat. Für die Altsteinzeit stellte Menghin die Belege zusammen (Der Nachweis des Opfers im Altpaläolithikum, Wiener Prähistorische Zeitschrift, 1926, p. 14–19), die A. Closs

¹ Der nicht weit von der Ofnet im Jahre 1913 von Birkner am Kaufertsberg gehobene mittellangköpfige Schädel, der von gleichem Alter ist und wohl zur gleichen Formgruppe gehört, kann hier außer Betracht gelassen werden.